

ERSTER BAND

Anfahrt

Voßlohe, 1905-1923

Schicht

Eine Ruhrgebiet-Saga

aban news

Roman · geschrieben mit Claude Opus

Schicht - Anfahrt

Drama / Familien- und Gesellschaftsroman

aban news

geschrieben mit Claude Opus · aban news

. . .

Kapitel 1 - Glück auf

Der Korb fiel, und mit ihm fiel Wilhelm in den Berg, wie er jeden Morgen in den Berg fiel, sechs Tage die Woche, und nie hatte er sich daran gewöhnt und nie hätte er es zugegeben. Über ihm verschwand das viereckige Stück Himmel, das der Schacht noch durchließ, erst grau, dann grauer, dann nichts mehr, und der Magen blieb ihm oben, während der Rest von ihm sank. Neben ihm im Korb standen sie zu acht, Mann an Mann, Lampe an Lampe, und keiner sagte ein Wort, denn was sollte man sagen um vier Uhr morgens, wenn man in die Erde fuhr.

Es roch nach Öl und nassem Eisen und nach den Männern selbst, nach Schweiß, der nie ganz aus der Kleidung ging. Wilhelm hielt sich am kalten Gestänge fest und zählte die Anschläge, wie er sie als Junge gezählt hatte, als ihn sein Vater zum ersten Mal mitgenommen hatte, und wie er sie zählen würde, bis der Berg ihn behielt oder ausspuckte. Bei der dritten Sohle wurde der Korb langsamer, ein Ruck, ein Anhalten, das man in den Knien spürte, und dann standen sie auf festem Grund, der keiner war, achthundert Meter unter Voßlohe, unter den Häusern und den Gärten und der Emscher, unter allem, was Leben hieß.

«Glück auf», sagte der Anschläger, und es war kein Gruß, sondern eine Beschwörung, das einzige Wort, das hier unten zählte. Es hieß: Komm wieder herauf. Es hieß: Lass den Berg dich heute lassen.

«Glück auf», sagte Wilhelm und ging in die Strecke.

Der Weg vor Ort war lang, halb gebückt, durch Stollen, in denen die Hitze mit jedem Schritt wuchs, und das Wasser von oben tropfte und unter den Stiefeln stand. Die Grubenlampe warf ihren kleinen Kreis vor ihn hin, und außerhalb des Kreises war eine Dunkelheit, die älter war als alles, eine Dunkelheit, die das Licht nicht vertrieb, sondern nur kurz beiseiteschob. Wilhelm kannte den Weg blind. Er kannte jeden Stempel, jede Stelle, an der das Hangende drückte, jedes Knacken im Gebirge, das man hören musste, um zu leben. Man lernte den Berg mit dem Körper, nicht mit dem Kopf, und Wilhelms Körper war neunundzwanzig Jahre alt und schon nicht mehr ganz seiner.

Vor Ort wartete Heinrich. Er saß auf einem Stein, die Lampe neben sich, und kaute an einem Stück Brot, und als Wilhelm kam, schob er ihm wortlos die Hälfte hin. So machten sie es seit Jahren. Der eine brachte das Brot, der andere am nächsten Tag, und keiner rechnete, denn wer hier unten rechnete, der hatte schon verloren.

«Spät», sagte Heinrich.

«Der Korb», sagte Wilhelm.

«Immer der Korb.» Heinrich grinste, das Weiß seiner Zähne im rußigen Gesicht. Er war vier Jahre älter als Wilhelm und einen Kopf breiter, ein Mann, der lachte, wo andere fluchten, und der das Maul aufmachte, wo andere schwiegen. Er hatte für Wilhelm gebürgt, damals, als Wilhelm angefangen hatte, ein dünner Junge ohne Vater, und seitdem teilten sie das Gedinge, den Stoß, das Brot. Ein Kumpel war kein Freund. Ein Kumpel war mehr. Ein Freund konnte gehen. Ein Kumpel hielt dir den Stempel, wenn das Hangende kam.

Sie hauten den Stoß. Es war Schwerarbeit, die schwerste, die Wilhelm kannte, die Keilhau ins Flöz, immer wieder, in der Hitze, im Staub, der sich auf die Lunge legte und nie mehr ganz herausging.

Sie arbeiteten nebeneinander, ohne viel zu reden, im Rhythmus, den nur zwei Männer finden, die einander kennen, und füllten die Förderwagen, einen nach dem anderen, denn nach Wagen wurden sie bezahlt, nach gefördertem Berg, und jeder Wagen war ein paar Pfennige näher am Monatsende.

Gegen Mittag, in der kurzen Pause, lehnte Wilhelm am feuchten Stoß und dachte an Bertha. Sie war im siebten Monat jetzt, das erste Kind, und sie trug es, wie sie alles trug, mit zusammengebissenen Zähnen und einem Blick, der mehr sah, als ihm lieb war. Am Morgen, im Dunkeln, hatte sie ihm das Brot gerichtet und gesagt, der Garten brauche Mist, und der Stall sei undicht, und er solle mit dem Steiger reden wegen der Wagen, die sie ihm letzte Woche genullt hätten. Drei Wagen. Drei Schichten Arbeit, für nichts, weil zu viel Berge dabei gewesen sei, hatten sie gesagt, zu viel taubes Gestein zwischen der Kohle. Wer das entschied, war ein Mann oben mit sauberen Händen, der die Wagen nie gesehen hatte.

«Du grübelst», sagte Heinrich.

«Die Nullen.»

Heinrich spuckte schwarzen Speichel auf den schwarzen Boden. «Sie nullen jetzt jeden. Bei mir letzte Woche zwei. Bei Schäfer vier. Das ist kein Zufall, Wilhelm. Das ist System. Sie drücken den Lohn, ohne den Lohn anzufassen, verstehst du? Sie sagen nicht, wir zahlen weniger. Sie sagen, deine Arbeit war nichts wert.» Er stand auf, nahm die Haue. «Aber das geht nicht lange gut. Die Leute reden schon.»

«Reden hilft keinem.»

«Reden ist der Anfang von allem.» Heinrich sah ihn an, und in seinem Blick war etwas, das Wilhelm nicht recht fassen konnte, eine Überzeugung, die Wilhelm fehlte und um die er ihn beneidete. «Wir

sind viele, Wilhelm. Das ist das Einzige, was wir sind. Viele. Wenn die Vielen einmal stillhalten, alle zugleich, dann steht der Förderturm, und ein stehender Förderturm kostet die Herren mehr Geld an einem Tag, als sie uns in einem Jahr nullen.»

Wilhelm sagte nichts. Er hob die Haue und schlug ins Flöz, und der Berg gab nach, Stück um Stück, wie er seit Jahrmillionen auf niemanden gewartet hatte und jetzt auf sie wartete, die ihn herausholten in den Wagen, in den Korb, ans Licht, das sie selbst kaum sahen.

Am Abend, als der Korb sie wieder heraufholte und das viereckige Stück Himmel über ihnen wuchs, erst nichts, dann grau, dann fast schon Tag, atmete Wilhelm die obere Luft, als hätte er sie sich verdient. In der Kaue wuschen sie den Berg von der Haut, so gut es ging, und der schwarze Ring um die Augen blieb, wie er immer blieb, das Zeichen, an dem man einen Bergmann erkannte, auch sonntags, auch im Sarg.

Der Weg in die Kolonie führte am Förderturm vorbei, der über allem stand, über den Reihenhäusern der Zeche, über den Gärten, über der Bude an der Ecke, in der schon das erste Licht brannte. Die Häuser gehörten der Zeche. Der Garten gehörte der Zeche. Der Stall, der undicht war, gehörte der Zeche. Wer für die Zeche arbeitete, wohnte in dem, was der Zeche gehörte, und wer nicht mehr für die Zeche arbeitete, wohnte nirgends mehr. So einfach war das, und so unausgesprochen, dass es niemand mehr aussprach.

Bertha stand in der Tür, als er kam, eine Hand im Kreuz, die andere am Türrahmen, und sah ihn den Weg heraufkommen mit dem schwarzen Ring um die Augen und dem müden Gang. Sie sagte nicht, dass sie froh war, dass er wieder oben war. Sie sagte: «Hast du mit dem Steiger geredet?»

«Morgen», sagte Wilhelm.

Sie sah ihn an, und er wusste, dass sie wusste, dass er auch morgen nicht reden würde, nicht so, wie Heinrich es täte, nicht laut, nicht fordernd, sondern höchstens bittend, und dass Bitten nichts brachte. Aber sie sagte es nicht. Sie trat zur Seite und ließ ihn ein, in das Haus, das der Zeche gehörte, in die Wärme, die er bezahlt hatte mit seiner Lunge, und drinnen war die Suppe heiß, und das Kind in ihr trat gegen ihre Hand, und für einen Abend war das genug.

. . .

Kapitel 2 - Der Kumpel

Es gab eine Geschichte, die Bertha nicht gern hörte, weil sie darin vorkam, ohne dabei gewesen zu sein, und die Wilhelm nie erzählte, weil ein Mann so etwas nicht erzählte, und die trotzdem zwischen ihm und Heinrich stand wie ein dritter Mann am Stoß. Sie war drei Jahre alt, die Geschichte, und sie ging so.

Sie hatten in einem Flöz gearbeitet, das schlecht im Ruf stand, weil das Hangende dort tückisch war, der Fels über ihnen, der nicht hielt, was er versprach. Man hatte gestempelt, wie man stempelte, Holz gegen den Druck des Berges, aber der Berg drückte, wann er wollte, und an jenem Tag wollte er. Wilhelm hatte das Knacken gehört, dieses bestimmte Knacken, das jeder Hauer im Schlaf erkannte, und er war erstarrt, eine halbe Sekunde, eine Sekunde, die genug gewesen wäre, ihn zu töten. Heinrich hatte nicht erstarrt. Heinrich hatte ihn am Kragen genommen und nach hinten gerissen, und im selben Augenblick war das Hangende gekommen, Tonnen von Fels dort, wo Wilhelm gestanden hatte, ein Donnern, ein Staub, der die Lampen erstickte, und dann Stille und Heinrichs Hand noch immer an seinem Kragen.

Sie hatten danach nicht darüber geredet. Heinrich hatte gesagt: «Du schuldest mir ein Brot», und Wilhelm hatte am nächsten Tag das Brot gebracht, und damit war es abgegolten, nach den Regeln, die hier galten. Aber Wilhelm wusste, dass man so etwas nicht mit Brot abgalt. Er wusste, dass er Heinrich sein Leben schuldete, und dass diese Schuld nicht kleiner wurde, sondern größer, je länger er lebte, weil jeder Tag, den er lebte, ein Tag war, den Heinrich ihm

geschenkt hatte.

Das war Kameradschaft unter Tage. Es war keine Freundschaft, wie die Leute oben sie meinten, mit Sympathie und gemeinsamen Interessen und Gefallen, die man sich tat. Es war etwas Älteres, Härteres. Es war der Pakt, dass der eine den anderen nicht sterben ließ, solange er es verhindern konnte, ohne Frage, ohne Rechnung, ohne Bedingung. Man musste den Kumpel nicht mögen, um für ihn zu sterben. Man musste ihn nur kennen, mit dem Körper kennen, an seiner Seite gehauen haben, im selben Staub, in derselben Hitze, in derselben Dunkelheit. Wilhelm mochte Heinrich. Das kam dazu, war aber nicht der Kern. Der Kern war, dass er ohne ihn tot wäre.

An diesem Tag arbeiteten sie in einem besseren Flöz, eines, das gut zog, viele Wagen, und sie waren guter Dinge, soweit man hier unten guter Dinge sein konnte. Heinrich redete, wie er immer redete, von der Welt da oben, von Dingen, die Wilhelm zu groß waren. Er las. Das war das Besondere an Heinrich, dass er las, Zeitungen, Flugblätter, sogar Bücher, die er sich von einem Lehrer in der Stadt borgte, und dass er das Gelesene weitertrug, vor Ort, in der Bude, überall.

«Es gibt einen Verband jetzt», sagte Heinrich. «Einen richtigen. Der Alte Verband. Die kämpfen für uns, für alle Bergleute, im ganzen Revier. Nicht beten, Wilhelm. Kämpfen. Für den Achtstundentag. Gegen die Nullen. Gegen die Strafen, die sie uns aufbrummen für nichts.»

«Und was zahlt das?», sagte Wilhelm. «Der Verband. Was kostet er, und was bringt er?»

«Er kostet einen Groschen im Monat. Und er bringt, dass du nicht allein bist, wenn sie dich nullen. Dass tausend andere für dich aufstehen, wenn sie dich treten.» Heinrich hielt inne, die Haue in der

Hand. «Weißt du, was die Herren am meisten fürchten? Nicht den einzelnen, der murr. Den schmeißen sie raus, und morgen steht ein anderer am Stoß. Sie fürchten die Vielen, die zugleich murren. Solidarität, Wilhelm. Das ist das Wort. Das einzige, was wir haben gegen ihr Geld.»

Wilhelm kannte das Wort. Er hatte es oft gehört, von Heinrich, in der Bude, auf der Versammlung, zu der Heinrich ihn einmal mitgeschleppt hatte. Solidarität. Es klang gut. Es klang nach etwas, das größer war als ein einzelner Mann mit einer schwangeren Frau und einem undichten Stall und drei genullten Wagen. Aber Wilhelm misstraute Dingen, die größer waren als er selbst. Er hatte gelernt, dass man sich auf das verlassen musste, was man in den Händen hielt, und Solidarität konnte man nicht in den Händen halten. Brot konnte man halten. Einen Lohn. Ein Kind. Solidarität war ein Wort, und Wörter füllten keinen Topf.

«Du glaubst nicht dran», sagte Heinrich. Es war keine Frage.

«Ich glaube an das, was ich sehe.»

«Dann komm einmal mit und sieh.» Heinrich lud die Haue wieder in den Stoß, und der Berg gab nach. «Es kommt etwas, Wilhelm. Ich spüre es. Die nullen und nullen, und irgendwann ist das Maß voll, und dann werden sie sehen, was die Vielen sind. Und dann wirst du wählen müssen, auf welcher Seite du stehst.»

«Ich stehe am Stoß», sagte Wilhelm. «Wie immer.»

Heinrich lachte, das laute Lachen, das so gar nicht in die Dunkelheit passte und sie gerade darum erträglich machte. «Am Stoß stehen wir alle. Die Frage ist, ob du auch oben stehst, wenn es drauf ankommt.»

Sie hauten weiter, und die Wagen füllten sich, und über ihnen, achthundert Meter über ihnen, ging Bertha durch die Kolonie und

kaufte an der Bude einen halben Laib auf Anschreiben, weil der Lohn nicht reichte bis zum Monatsende, und der Budenbesitzer schrieb es an, mit einem Blick, der sagte, dass auch sein Anschreiben ein Ende hatte. Und in der Stadt, in einem Kontor mit sauberen Fenstern, saß ein Mann über den Förderzahlen und rechnete, wie man aus demselben Berg mehr Kohle und weniger Lohn herausholte, und fand, dass es ginge, wenn man die Nullen nur konsequent handhabte, und schrieb eine Anweisung, die am nächsten Tag den Steiger erreichte und übermorgen den Stoß, an dem Wilhelm und Heinrich standen und nicht wussten, dass über ihre nächste Schicht schon entschieden war, bevor sie sie taten.

. . .

Kapitel 3 - Wagennullen

Der Steiger hieß Bröker, und er war kein schlechter Mann, was die Sache schlimmer machte. Ein schlechter Mann hätte man hassen können, klar und ohne Rest. Bröker aber war einer von ihnen gewesen, ein Hauer, hochgekommen durch Fleiß und ein gutes Wort zur rechten Zeit, und er trug die Anweisungen von oben weiter, als täten sie ihm selbst leid, mit einem Schulterzucken, das sagte: Ich auch nicht, Leute, aber was soll ich machen.

Wilhelm fing ihn am Morgen ab, vor der Anfahrt, am Füllort, wo Bröker mit seiner Liste stand und die Kolonnen einteilte.

«Herr Steiger.» Wilhelm nahm die Mütze nicht ab, aber er senkte die Stimme, wie man sie senkte, wenn man bat. «Die Wagen letzte Woche. Drei Stück genullt. Da war keine Berge drin, nicht mehr als sonst. Das war saubere Kohle.»

Bröker sah ihn an, müde, über die Liste hinweg. «Kortmann. Ich schreib nicht, was genullt wird. Ich krieg die Liste, und auf der Liste steht, was die Wäsche meldet. Zu viel Berge im Wagen, Wagen genullt. So steht's da.»

«Die Wäsche hat die Wagen nicht gewogen, die hat sie geschätzt. Drei Wagen, Herr Steiger. Das ist eine halbe Woche.»

«Ich weiß, was drei Wagen sind.» Bröker sagte es leise, fast freundlich, und gerade die Freundlichkeit war es, die Wilhelm die Hoffnung nahm. «Ich hab selber gehauen, fünfzehn Jahre. Ich weiß ganz genau, was drei Wagen sind. Aber ich kann's nicht ändern. Es kommt von oben, Kortmann. Sie wollen die Förderkosten runter, und sie holen's sich über die Nullen, weil das keiner verbieten kann. Am

Lohn dürfen sie nicht ran, da steht der Verband davor. An den Wagen schon. Verstehst du?»

Wilhelm verstand. Das war ja das Schlimme. Er verstand es ganz genau, und das Verstehen half ihm nichts.

«Ich hab eine Frau», sagte er, und es war ihm zuwider, es zu sagen, weil es nach Betteln klang. «Ein Kind kommt.»

«Die haben wir alle.» Bröker sah wieder auf die Liste. «Geh an deinen Stoß, Wilhelm. Hau gute Kohle, dann werden die Wagen weniger genullt. Mehr kann ich dir nicht sagen.»

Es war eine Lüge, und beide wussten es. Man konnte hauen, so sauber man wollte; ob ein Wagen genullt wurde, entschied nicht die Kohle im Wagen, sondern eine Zahl, die oben gebraucht wurde, eine Förderkostenzahl, die stimmen musste, und die stimmte man, indem man so viele Wagen nullte, wie es brauchte. Es war kein Streit über Kohle. Es war ein Streit über Geld, und der eine hatte das Geld und die Liste, und der andere hatte die Haue und die Lunge.

Wilhelm ging an seinen Stoß. Er sagte Heinrich nichts, aber Heinrich sah es ihm an.

«Bröker?»

Wilhelm nickte.

«Was hat er gesagt?»

«Dass es von oben kommt.»

Heinrich lachte das Lachen, das diesmal kein Lachen war. «Natürlich kommt es von oben. Alles kommt von oben. Der Druck kommt von oben, der Fels, die Nullen, die ganze Last. Und unten stehen wir und fangen sie auf, mit dem Buckel.» Er hieb in den Stoß, härter als nötig. «Aber sie machen einen Fehler, Wilhelm. Sie nullen jetzt alle. Nicht nur den Faulen, nicht nur den Querkopf, den sie loswerden wollen. Alle. Den Fleißigen wie den Faulen, den Alten

wie den Jungen. Und weißt du, was passiert, wenn du alle gleich schlecht behandelst?» Er drehte sich um, das Lampenlicht auf seinem rußigen Gesicht. «Dann werden aus allen einer. Dann hast du sie zusammengetrieben, die du einzeln nie zusammengekriegt hättest. Das ist ihr Fehler, und es ist ein großer.»

In den Wochen darauf sah Wilhelm, dass Heinrich recht hatte. In der Bude, wo sonst über Fußball und Tauben und Weiber geredet wurde, redete man jetzt über die Nullen. Jeder hatte seine Geschichte, jeder seine genullten Wagen, und aus den vielen kleinen Geschichten wurde langsam eine große, eine Geschichte von Männern, die betrogen wurden, alle auf dieselbe Weise, vom selben Kontor, von derselben sauberen Hand. Heinrich stand mittendrin, redete, erklärte, las aus der Verbandszeitung vor. Achtstundentag. Ende der Nullen. Lohn, der ein Lohn war und keine Gnade. Die Männer hörten zu, und in ihren Gesichtern war etwas, das Wilhelm beunruhigte und das er nicht benennen konnte, eine Bereitschaft, ein Sich-Sammeln, wie der Berg, bevor das Hangende kam.

Zu Hause wurde es enger. Bertha rechnete jeden Abend, und ihre Rechnungen gingen nicht auf. Das Anschreiben an der Bude wuchs. Der Stall blieb undicht. Sie verkaufte die Kaninchen, die sie für den Winter hatte mästen wollen, und sagte nichts dabei, aber Wilhelm sah, wie sie die leeren Ställe ansah, und wusste, was es sie kostete.

«Es heißt, sie wollen streiken», sagte sie eines Abends, ohne aufzusehen, beim Stopfen.

«Wer sagt das?»

«Die Frauen. Die ganze Kolonie redet davon.» Sie zog den Faden durch. «Heinrich Brass redet davon.»

«Heinrich redet immer.»

«Und du?» Jetzt sah sie auf, und ihr Blick war so klar, dass er ihm wehtat. «Du redest nie. Was denkst du, Wilhelm? Wenn sie streiken. Machst du mit?»

Wilhelm schwieg. Er dachte an die genullten Wagen und an Brökers müdes Gesicht und an Heinrichs Wort von den Vielen, die einer werden. Und er dachte an das Kind in Berthas Leib, das im Winter kommen würde, in einen Haushalt, der jetzt schon nicht reichte, und an das, was ein Streik bedeutete: kein Lohn. Wochenlang vielleicht. Kein Lohn und ein Kind und ein Haus, das der Zeche gehörte.

«Ich weiß es nicht», sagte er.

Es war die ehrlichste Antwort, die er hatte, und Bertha nahm sie, wie sie alles nahm, ohne ein Wort, und stopfte weiter, und draußen ging der Wind durch die Kolonie und trug von der Bude her das Gemurmel vieler Männer herüber, die langsam einer wurden.

. . .

Kapitel 4 - Der große Streik

Es begann nicht mit einem Knall. Es begann mit einer Stille.

An einem Montagmorgen im Januar fuhr die Frühschicht nicht an. Sie kamen zum Schacht, wie sie jeden Morgen kamen, im Dunkeln, mit den Lampen, und sie versammelten sich am Füllort, und dann fuhren sie nicht an. Sie standen nur da. Der Anschläger wartete, der Steiger wartete, der Korb hing leer, und die Männer standen und rührten sich nicht, und es war diese Stille, die Wilhelm nie vergaß, die Stille von dreihundert Männern, die beschlossen hatten, nicht zu gehorchen.

Heinrich stand vorn, natürlich stand Heinrich vorn. Er war auf einen umgekippten Förderwagen gestiegen und redete, und seine Stimme trug durch die Halle, durch das Hallen des Eisens.

«Keiner fährt an», rief er. «Heute nicht und morgen nicht. Nicht bis sie die Nullen abschaffen. Nicht bis ein Lohn wieder ein Lohn ist. Im ganzen Revier stehen sie still, Kameraden, von Hamborn bis Dortmund, Hunderttausend, und wir stehen mit ihnen. Heute gehört die Zeche uns!»

Sie jubelten. Wilhelm jubelte nicht, aber er spürte es, das Jubeln, wie es durch die Männer ging, durch ihn hindurch, ein Gefühl, das er nicht kannte und das ihn erschreckte und mitriss zugleich. Macht. Zum ersten Mal in seinem Leben spürte Wilhelm so etwas wie Macht, nicht die eigene, sondern die der Vielen, deren Teil er war, und es war ein Rausch, und er misstraute ihm im selben Augenblick, in dem er ihn fühlte.

Der Förderturm stand still. Das war das Ungeheure. Das Rad, das sich gedreht hatte, solange Wilhelm denken konnte, jeden Tag, Tag und Nacht, das Rad stand. Es war, als hätte die Zeit angehalten. Die ganze Stadt hörte es, dieses Schweigen des Rades, und die ganze Stadt wusste, was es bedeutete.

In den ersten Tagen war es fast ein Fest. Die Männer, die sonst unter der Erde waren, standen im Tageslicht, in den Gärten, an den Straßenecken, und redeten und planten. Der Verband organisierte: eine Streikleitung, eine Streikkasse, Volksküchen für die, bei denen es zuerst eng wurde. Es wurde Disziplin gehalten, strenge Disziplin, denn Heinrich und die anderen wussten, dass die Herren nur darauf warteten, dass es Krawall gäbe, einen Vorwand für die Polizei, für die Aussperrung. «Keine Gewalt», predigte Heinrich. «Keinem ein Haar krümmen. Unsere Waffe ist, dass wir nicht arbeiten. Sonst nichts. Das ist genug. Das ist mehr als genug.»

Bertha trug es mit. Sie ging zur Volksküche und half schöpfen, den Bauch schon schwer vor sich her, und brachte abends mit, was es gab, eine dünne Suppe, ein Stück Brot aus der Streikkasse. Sie klagte nicht. Aber Wilhelm sah, wie sie nachts wach lag und an die Decke starre, und er wusste, dass sie dieselbe Rechnung rechnete wie er: wie lange das ginge. Wie lange die Kasse reichte. Wie lange ein Mensch ohne Lohn lebte, mit einem Kind im Bauch.

«Sie können nicht ewig stillhalten», sagte Bertha einmal in der Dunkelheit. «Die Herren. Eine stehende Zeche kostet sie ein Vermögen. Jeden Tag.»

«Heinrich sagt das auch.»

«Heinrich.» Sie schwieg einen Moment. «Heinrich hat keine Kinder, Wilhelm.»

Es war das erste Mal, dass sie etwas gegen Heinrich sagte, und es war nicht gegen Heinrich, das wusste Wilhelm. Es war für das Kind. Heinrich konnte das Risiko tragen, weil er nur sich selbst zu verlieren hatte und seine Frau Käthe, die so überzeugt war wie er. Wilhelm hatte mehr zu verlieren, und je länger der Streik dauerte, desto mehr spürte er das Gewicht dieses Mehr.

In der zweiten Woche kamen die ersten Drohungen. Anschläge an den Häusern: Wer nicht binnen einer Frist die Arbeit wieder aufnehme, dem werde gekündigt, und mit der Kündigung das Haus. Die Zeche besaß die Häuser. Das war der Trumpf, den sie immer in der Hand hatte. Ein ausgesperrter Bergmann verlor nicht nur den Lohn, er verlor das Dach, und im Januar, mit einem Kind unterwegs, war ein verlorenes Dach ein Todesurteil auf Raten.

«Sie bluffen», sagte Heinrich, als sie abends in der Bude zusammensaßen, eng, viele Männer, wenig Bier. «Sie können nicht dreitausend Familien auf die Straße setzen. Wo sollen sie neue Leute hernehmen? Das ist ein Bluff, Kameraden. Wer jetzt einknickt, der hat verloren, bevor wir gewonnen haben. Noch eine Woche. Vielleicht zwei. Dann brechen sie ein, nicht wir.»

Die Männer nickten. Sie glaubten ihm, weil sie ihm glauben mussten, weil das Gegenteil zu glauben hieß, alles umsonst getan zu haben. Und Wilhelm saß dabei und nickte mit und glaubte halb und fürchtete ganz, und auf dem Heimweg, in der kalten Januarnacht, blieb er einen Moment stehen unter dem stillstehenden Förderturm und sah hinauf zu dem Rad, das sich nicht drehte, und dachte: Es muss sich wieder drehen. Irgendwann muss es sich wieder drehen. Und wenn es das tut, will ich dabei sein, der es dreht, und nicht der, der draußen steht.

Er erschrak vor dem Gedanken. Er schob ihn weg. Aber er war da, einmal gedacht, und Gedanken, die einmal gedacht sind, gehen nicht mehr ganz fort. Wilhelm ging heim zu Bertha und dem ungeborenen Kind, und über der Stadt stand das stille Rad wie ein angehaltenes Herz, und keiner wusste, wie lange es stillstehen würde, und jeder rechnete im Dunkeln seine eigene Rechnung.

. . .

Kapitel 5 - Hunger im Streik

In der vierten Woche wurde aus dem Fest ein Belagerungszustand, und der Hunger zog ein wie ein dritter Bewohner in jedes Haus der Kolonie.

Die Streikkasse war fast leer. Sie war nie für so lange gedacht gewesen; niemand hatte mit so vielen Wochen gerechnet. Die Volksküche kochte dünner und dünner, mehr Wasser als Graupen, und die Schlange davor wurde länger, weil immer mehr Familien nichts anderes mehr hatten. Bertha stand jetzt selbst in der Schlange, nicht mehr nur hinter dem Topf, und das war für Wilhelm das schlimmste Zeichen, schlimmer als jeder Anschlag an der Wand.

Sie verkauften, was sich verkaufen ließ. Berthas gute Schürze, die sie zur Hochzeit bekommen hatte. Wilhelms Sonntagsstiefel. Die Standuhr, die Berthas Vater hinterlassen hatte, das einzige Stück im Haus, das nach etwas aussah. Der Trödler in der Stadt zahlte einen Spottpreis, denn der Trödler wusste, dass die halbe Kolonie verkaufte und keiner kaufte, und ein Preis, den nur einer bietet, ist kein Preis, sondern ein Almosen mit Quittung.

Und dann wurde das Kind krank. Nicht das ungeborene; das trat noch kräftig gegen Berthas Hand. Es war das Nachbarkind, der kleine Franz von Schäfers, drei Jahre alt, das zuerst krank wurde, Fieber und Husten, und dann starb, in einer einzigen Nacht, und am Morgen trugen sie den kleinen Sarg durch die Kolonie, und alle standen in den Türen und sahen zu und wussten, dass es das eigene Kind hätte sein können und beim nächsten vielleicht sein würde. Der Arzt kam nicht in die Kolonie, ohne bezahlt zu werden, und bezahlen

konnte keiner mehr. Die Krankheit aber fragte nicht nach der Streikkasse.

An jenem Abend, nach Schäfers Begräbnis, saß Wilhelm in der Bude mit Heinrich, und zum ersten Mal redeten sie nicht über den Sieg, der kommen würde, sondern über den Tod, der schon da war.

«Vier Wochen», sagte Wilhelm. «Heinrich. Vier Wochen, und sie halten stand, und wir verhungern.»

«Sie halten nicht ewig.» Aber Heinrichs Stimme hatte etwas verloren, eine Spur von der Sicherheit, die ihn sonst trug. «Ich war heute in der Stadt, in der Verbandsleitung. Es heißt, in Hamborn gehen die ersten wieder rein. Einzelne. Verräter.» Er sagte das Wort hart. «Aber wenn die Front einmal bricht, an einer Stelle, dann bricht sie überall. Darum müssen wir halten, Wilhelm. Gerade jetzt. Wer jetzt einknickt, der bringt nicht nur sich selbst um den Sieg, der bringt alle drum, die durchgehalten haben. Verstehst du das? Der Streikbrecher ist schlimmer als der Herr im Kontor. Der Herr ist der Feind, der gehört dahin. Der Streikbrecher ist der Bruder, der dich in den Rücken sticht.»

Wilhelm sagte nichts. Er trank das wenige Bier und hörte zu und dachte an Bertha in der Schlange und an Schäfers Sarg und an das Kind, das im Winter kam, in diesen Winter, in dieses Haus ohne Lohn.

Zwei Tage später kam der Bote.

Es war keiner vom Kontor, das wäre zu offen gewesen. Es war ein Mann, den Wilhelm vom Sehen kannte, ein Werkmeister namens Linde, der ihn auf dem Weg von der Volksküche abpasste, beiläufig, als hätte man sich zufällig getroffen.

«Kortmann», sagte Linde. «Schwere Zeiten.»

«Schwere Zeiten», sagte Wilhelm.

«Deine Frau kriegt ein Kind, hör ich. Im Winter.» Linde ließ es im Raum hängen. «Schlechte Zeit für ein Kind. Kein Lohn, kein Arzt, kein Brot. Da kann einer schon ins Grübeln kommen, ob das Stillhalten das wert ist.»

Wilhelm gab keine Antwort, aber er ging auch nicht weiter, und Linde wusste, dass das Antwort genug war.

«Die Direktion ist ja nicht unvernünftig», sagte Linde leise, sehr leise. «Sie weiß, dass nicht alle gleich sind. Da gibt es die Aufwiegler, die Schreier, die das Ganze angezettelt haben. Und da gibt es die anständigen Leute, die nur mitgelaufen sind, weil man sie mitgerissen hat. Mit den Anständigen, die zur Vernunft kommen, mit denen redet die Direktion. Die behalten ihr Haus. Die behalten ihre Schicht. Und wer sich besonders vernünftig zeigt, der hat vielleicht sogar eine Zukunft. Es werden Steiger gebraucht nach dem Streik, Kortmann. Verlässliche Leute. Du wärst nicht der Erste, der aus so einem Winter mit einem besseren Hemd herauskommt.»

Er ließ es liegen, das Angebot, ungenau, ohne dass je ein deutliches Wort gefallen wäre, das man hätte wiederholen können. Dann tippte er an den Hut und ging, und Wilhelm stand da mit der dünnen Suppe in der Hand, die er Bertha bringen wollte, und in seinem Kopf war alles still, so still wie der Förderturm.

Zu Hause aß Bertha von der Suppe, langsam, jeden Löffel kostend, und schob ihm die letzten zwei Löffel hin, wie sie es jetzt jeden Abend tat, weil er der Mann sei und Kraft brauche, sagte sie, und er nahm sie nicht, schob sie zurück, weil sie das Kind trage, und so schoben sie die Suppe zwischen sich hin und her, zwei halb verhungerte Menschen, die einander das Letzte abgeben wollten, und es war das Zärtlichste und das Bitterste zugleich.

In der Nacht lag Wilhelm wach. Das Kind trat. Bertha schlief, endlich, erschöpft, eine Hand auf dem Bauch, und ihr Atem ging ruhig in der kalten Kammer. Wilhelm sah sie an im Halbdunkel, und er dachte an Lindes Worte, an das Haus, die Schicht, das bessere Hemd, und er dachte an Heinrichs Worte, an den Streikbrecher, der schlimmer ist als der Feind. Und er dachte: Ich kann sie nicht beide retten. Die Vielen und das Kind. Ich muss eines wählen.

Er sagte es sich nicht so deutlich. Er hätte es nie so deutlich zu denken gewagt. Aber tief unter den Worten, dort, wo der Mensch entscheidet, bevor er weiß, dass er entschieden hat, war die Wahl schon getroffen, in jener Nacht, am Bett der schlafenden Frau, unter dem stillen Rad, und alles, was danach kam, war nur noch ihre Ausführung.

. . .

Kapitel 6 - Die Namen

Er ging im Dunkeln. Das war das Erste, was er tat, ohne sich einzugestehen, was er tat: Er wartete, bis Bertha schlief, bis die Kolonie schlief, bis nur noch der Wind ging und die Hunde, und dann zog er die Stiefel an und ging hinaus, hinüber zur Stadt, zum Haus des Werkmeisters Linde, dessen Adresse er nicht hatte und doch fand, weil ein Mann, der so etwas vorhat, alles findet.

Bertha hörte ihn gehen. Sie schlief nicht so tief, wie er glaubte; sie schlief seit Wochen nicht tief. Sie hörte die Tür, die leisen Schritte im Hof, und sie blieb liegen, mit offenen Augen in der Dunkelheit, und fragte nicht, wohin. Sie fragte ihn nie, wohin. Vielleicht, weil sie es ahnte. Vielleicht, weil sie es nicht wissen wollte, um es ertragen zu können. Eine Frau, die in jener Nacht ihren Mann gefragt hätte, wohin, hätte eine Antwort bekommen, die zwischen ihnen gestanden hätte für immer. So aber blieb es ungefragt, und das Ungefragte war leichter zu tragen als die Wahrheit, und Bertha hatte schon gelernt, dass man im Leben das Leichtere wählt, wenn das Schwerere einen umbringt.

Im Kontor war es warm. Das fiel Wilhelm zuerst auf, als sie ihn einließen, durch die Hintertür, ohne Aufhebens: die Wärme. Es war geheizt, richtig geheizt, ein Kachelofen, und der Mann, der ihn empfing, war nicht Linde, sondern einer von oben, ein Herr im dunklen Anzug, dessen Namen Wilhelm nie erfuhr und nie wissen wollte. Der Herr bot ihm einen Stuhl an und sogar einen Kaffee, einen echten, und Wilhelm trank ihn nicht, weil er wusste, dass dieser Kaffee Teil der Sache war, ein Stück des Handels, und dass er,

wenn er ihn tränke, schon angefangen hätte zu nehmen.

«Sie sind ein vernünftiger Mann, Kortmann», sagte der Herr. «Das hört man. Ein guter Hauer, fleißig, kein Schreier. So einen kann die Zeche brauchen, jetzt und später.»

Wilhelm schwieg.

«Die Sache ist die.» Der Herr faltete die Hände auf dem sauberen Schreibtisch. «Wir wissen, dass die meisten Ihrer Kameraden gute Leute sind. Mitläufer. Die kommen zurück, sobald der Hunger groß genug ist, das ist nur eine Frage der Zeit. Aber es gibt einige wenige, die das verhindern. Die Aufwiegler. Die Wortführer. Solange die das Sagen haben, hält der Streik, und solange der Streik hält, hungert Ihre Frau. Verstehen Sie? Es sind nicht wir, die Ihr Kind hungern lassen. Es sind die Aufwiegler. Und die müssen weg, damit die Vernunft zurückkehrt.»

«Was wollen Sie von mir», sagte Wilhelm, und seine Stimme klang fremd in seinen eigenen Ohren.

«Namen.» Der Herr sagte es ohne jede Schärfe, fast freundlich, als bäte er um eine Auskunft über das Wetter. «Wir wissen einige. Aber wir wollen sichergehen, dass wir die Richtigen treffen und nicht die Falschen. Sagen Sie uns, wer die Rädelsführer sind. Wer redet, wer organisiert, wer die anderen zusammenhält. Die lassen wir gehen, nur die. Und der Streik bricht zusammen, und alle anderen, alle Vernünftigen, behalten Haus und Schicht. Sie tun Ihren Kameraden keinen Schaden, Kortmann. Sie tun ihnen einen Dienst. Sie beenden ihren Hunger.»

Es war so sauber gesagt, so vernünftig, dass Wilhelm einen Moment lang glaubte, es sei wahr. Das war die Kunst des Herrn, und es war keine kleine Kunst: aus einem Verrat einen Dienst zu machen, aus dem Messer im Rücken eine helfende Hand. Wilhelm saß in der

Wärme, die ihm zustand, wenn er nur redete, und draußen lag die Kolonie im Frost, und in der Kolonie lag Bertha mit dem Kind, und irgendwo lag der kleine Franz Schäfer in der gefrorenen Erde.

Er nannte die Namen.

Er sagte sich später, in den Jahren danach, dass er gezögert habe, lange gezögert, aber das stimmte nicht. Es ging schnell. Es ging erschreckend schnell, als hätten die Namen nur darauf gewartet, gesagt zu werden. Er nannte den dicken Polak, der die Versammlungen leitete. Er nannte Schmidt von der Streikkasse. Er nannte zwei, drei andere. Und dann, weil der Herr ihn ansah und wartete und weil es ohne diesen Namen nicht glaubwürdig gewesen wäre, weil jeder wusste, dass dieser der Lauteste war, der Erste, der Wortführer schlechthin, nannte er Heinrich Brass.

Es fiel ihm leicht, das war das Entsetzliche. Heinrichs Name fiel leichter als die anderen, weil Heinrich wirklich der Lauteste war, wirklich der Wortführer, weil es die Wahrheit war, dass Heinrich den Streik zusammenhielt. Man konnte den Verrat als Wahrheit aussprechen, und gerade das machte ihn vollkommen.

Der Herr schrieb mit, ohne die Miene zu verziehen, nickte, schob Wilhelm ein Papier hin, das Wilhelm nicht las und unterschrieb, und sagte, das Haus sei sicher, die Schicht sei sicher, und wenn der Betrieb wieder laufe, werde man an ihn denken, an einen verlässlichen Mann, der eine Zukunft habe. Dann gab er ihm die Hand, und der Händedruck war trocken und warm und fest, und Wilhelm erwiderte ihn, und in diesem Händedruck lag die ganze Sache, besiegelt, unwiderruflich.

Auf dem Heimweg, im ersten grauen Licht, ging Wilhelm an dem stillen Förderturm vorbei und musste sich übergeben. Er stützte sich an der Mauer und würgte die dünne Suppe heraus, die letzte, die

Bertha ihm zugeschoben hatte, und blieb gebückt stehen, lange, und über ihm stand das Rad, das sich bald wieder drehen würde, das sich seinetwegen wieder drehen würde, und das war kein Trost.

Als er heimkam, war Bertha wach. Sie hatte das Feuer schon angemacht, das kleine Feuer aus dem letzten Holz, und sie sah ihn an, wie er hereinkam, grau im Gesicht, mit dem Geruch von Erbrochenem und fremder Wärme, und sie fragte nichts. Sie schöpfte ihm einen Becher heißes Wasser, in dem ein paar Körner schwammen, und stellte ihn vor ihn hin und legte ihm einen Augenblick die Hand auf die Schulter, und Wilhelm wusste in diesem Augenblick, dass sie es wusste, nicht die Namen, nicht die Einzelheiten, aber das Wesentliche: dass er etwas getan hatte, das nicht mehr rückgängig zu machen war, und dass sie es mittragen würde, schweigend, ihr Leben lang, weil sie seine Frau war und das Kind kam und weil man im Leben das Leichtere wählt, wenn das Schwerere einen umbringt.

Das war der erste Stein. Sie legten ihn gemeinsam, ohne ein Wort, an jenem Morgen, und auf ihn legten sich alle anderen.

. . .

Kapitel 7 - Die Maßregelung

Der Streik brach in der sechsten Woche, und er brach so, wie Heinrich es vorhergesagt hatte, nur andersherum: nicht die Herren brachen ein, sondern die Front der Männer, an vielen Stellen zugleich, leise, beschämt, im Morgengrauen.

Es fing damit an, dass die Wortführer verschwanden. An einem Morgen war Polak nicht mehr da, am nächsten Schmidt. Sie waren nicht geflohen; sie waren geholt worden, von der Werkspolizei, in aller Frühe, und gekündigt, und mit der Kündigung kam die Räumung. Ohne ihre Anführer war die Streikleitung wie ein Körper ohne Kopf. Die Versammlungen verloren sich in Streit. Die Streikkasse war leer. Und der Hunger, der die ganze Zeit gewartet hatte, trat nun ganz aus dem Schatten und übernahm das Kommando.

Männer fuhren wieder an. Einzeln zuerst, dann in kleinen Gruppen, mit gesenktem Kopf, an den Türen der Standhaften vorbei, und niemand grüßte sie, und sie grüßten niemanden. Das Rad des Förderturms begann sich zu drehen, zögernd, dann stetiger, und mit jedem Mann, der wieder einfuhr, drehte es schneller, bis es lief wie zuvor, als hätte es nie stillgestanden, als hätte es die sechs Wochen nie gegeben.

Heinrich hielt am längsten durch. Natürlich hielt Heinrich am längsten durch. Er ging von Tür zu Tür, beschwor die Männer, durchzuhalten, noch einen Tag, noch einen, aber seine Stimme, die einmal Hunderte bewegt hatte, fand keine Männer mehr, nur noch Türen, die sich schlossen, und Augen, die zu Boden sahen. Und dann, an einem grauen Februarmorgen, kam die Werkspolizei auch

zu ihm.

Wilhelm sah es. Er stand am Fenster seines Hauses, das gerettete Haus, und sah über den Hof hinüber, wie sie Heinrich holten. Sie holten ihn nicht grob; das war nicht nötig. Sie übergaben ihm die Kündigung und den Räumungsbescheid, und Heinrich las das Papier, und Wilhelm sah, wie Heinrich das Papier las und nicht verstand, nicht das Papier, das er sofort verstand, sondern das Dahinter: wie sie an ihn gekommen waren. Heinrich hatte sich nie erwischen lassen bei etwas Strafbarem. Er hatte reden dürfen; Reden war erlaubt. Sie konnten ihn nur gemäßregelt haben, wenn ihn jemand benannt hatte. Jemand von innen. Jemand, der wusste, dass er der Wortführer war.

Sie trugen Käthe Brass' Sachen aus dem Haus. Den Tisch, die Stühle, die Betten, alles auf einen Karren, mitten im Februar, vor den Augen der ganzen Kolonie, die in den Türen stand und zusah und schwieg. Käthe ging nebenher, aufrecht, ein Bündel im Arm, und sah niemanden an. Heinrich trug die Standuhr, ihre einzige, die sie nicht hatten verkaufen müssen, weil Heinrich gesagt hatte, lieber hungern als die Uhr hergeben, eine Uhr sei das Letzte, was einen vom Tier unterscheide. Jetzt trug er sie selbst hinaus, auf den Karren, und stellte sie behutsam zwischen die Betten, als könne sie zerbrechen.

Und dann, bevor sie gingen, sah Heinrich herüber. Er suchte nicht; sein Blick fand Wilhelm am Fenster, als hätte er gewusst, dass Wilhelm dort stand. Es war kein anklagender Blick. Das war das Schlimmste. Heinrich wusste, dass ihn jemand verraten hatte, aber er wusste nicht, wer, und in seinem Blick lag noch das alte Vertrauen, die Erwartung, dass Wilhelm herauskäme, dass Wilhelm zu ihm träte, dass der Kumpel beim Kumpel stünde in dieser Stunde, wie man immer beieinanderstand. Heinrich hob sogar die Hand, eine kleine Bewegung, ein halber Gruß, eine Aufforderung: Komm. Steh

bei mir.

Wilhelm rührte sich nicht. Er stand am Fenster, hinter dem Glas, in dem geretteten warmen Haus, und rührte sich nicht, und nach einem Moment, der eine Ewigkeit war, ließ Heinrich die Hand wieder sinken. Etwas in seinem Gesicht veränderte sich, nicht zu Zorn, noch nicht, sondern zu einer Verwirrung, einem ersten, fernen Begreifen, das noch nicht zu Ende gedacht war. Dann wandte er sich ab, nahm die Deichsel des Karrens und zog ihn aus der Kolonie hinaus, Käthe neben sich, die Standuhr zwischen den Betten, hinaus aus dem Zechenland in das Nichts, das jenseits davon begann.

Bertha war neben Wilhelm getreten. Sie hatte nichts gesagt. Sie sah den Karren die Straße hinunterziehen, kleiner werden, verschwinden, und dann sah sie Wilhelm an, und in ihrem Blick war keine Anklage, sondern etwas Schwereres: das Wissen, dass sie nun zusammengehörten, fester als durch jeden Trauschein, zusammengeschnitten durch das, was er getan und sie nicht verhindert hatte. Sie legte ihm die Hand in den Nacken, wie man ein Tier beruhigt oder einen Sterbenden hält, und sagte: «Das Wasser kocht. Komm und iss.»

Es gab an diesem Morgen wieder etwas zu essen, das erste Mal seit Wochen, weil das Haus gerettet war und die Schicht und damit der Lohn, der bald wieder käme. Wilhelm setzte sich an den Tisch und aß, und das Essen schmeckte nach nichts, nach Asche, und er aß es trotzdem auf, jeden Bissen, weil ein Mann, der so etwas getan hat, kein Recht mehr hat, das Essen zu verschmähen, das er damit erkaufte hat. Draußen drehte sich das Rad. Es würde sich von nun an immer drehen, jeden Tag, sein Leben lang, und jedes Mal, wenn er es sah, würde er an Heinrichs erhobene, dann sinkende Hand denken, und das Rad würde sich weiterdrehen, gleichgültig, denn das Rad fragte

nicht, wer es drehte und um welchen Preis.

. . .

Kapitel 8 - Herr Steiger

Im Sommer kam das Kind, ein Junge, und sie nannten ihn August, nach Berthas Vater, und im selben Sommer machten sie Wilhelm zum Fahrsteiger.

Es ging, wie solche Dinge gehen: ohne dass je ein Wort über den Grund fiel. Bröker, der alte Steiger, wurde versetzt, und man brauchte einen neuen, einen verlässlichen, und man fand ihn in Wilhelm Kortmann, einem guten Hauer, fleißig, kein Schreier. So stand es in der Begründung, und es war wahr, jedes Wort, und es war eine Lüge, weil es das Wesentliche verschwieg. Wilhelm bekam ein anderes Hemd, ein weißes Hemd zur Arbeit, das ihn von den Hauern unterschied, und ein paar Mark mehr im Monat, und die Aufgabe, die Kolonnen einzuteilen und die Wagen zu prüfen und die Anweisungen von oben nach unten zu tragen.

Er stand jetzt dort, wo Bröker gestanden hatte, am Füllort, mit der Liste, und teilte die Männer ein, die gestern noch seine Kameraden gewesen waren. Sie sagten «Herr Steiger» zu ihm, und es lag etwas in diesem «Herr», das ihm jedes Mal das Blut in den Kopf trieb, eine winzige Pause davor, ein kaum hörbarer Spott, oder bildete er sich das ein? Manche bildeten es sich nicht ein. Manche wussten oder ahnten, und ihre Höflichkeit war kälter als jede Beschimpfung. Und wenn er die Wagen prüfte und einen nullen musste, weil die Liste von oben es verlangte, dann sah er in den Augen des Hauers das, was er selbst bei Bröker gesehen hatte, und er sagte denselben Satz, den Bröker gesagt hatte: «Ich schreib nicht, was genullt wird. Es kommt von oben.» Und es war dieselbe Lüge und dieselbe Wahrheit, und

nun stand er auf der anderen Seite davon.

Wilhelm fing an zu helfen. Das war seine Art, mit dem zu leben, was er getan hatte, und er begriff selbst nicht ganz, was er tat, nur dass er es tun musste. Wo er konnte, drückte er ein Auge zu. Er nullte weniger, als die Liste verlangte, und trug die Differenz selbst, indem er die Zahlen frisierte, ein gefährliches Spiel, das ihn die Stellung kosten konnte. Er gab Geld, heimlich, wo Not war, an Witwen, an Kranke, an die Familien der Gemaßregelten, die geblieben waren. Er steckte einem Lehrling, der hungerte, ein Brot zu. Er tat es verstohlen, fast beschämt, und er tat es immer mehr, und Bertha sah es und verstand es nicht.

«Wir haben selbst nicht genug», sagte sie eines Abends, als sie merkte, dass wieder Geld fehlte. «Du verschenkst, was wir nicht haben. Für wen büßt du, Wilhelm?»

Es war das erste Mal, dass sie das Wort benutzte. Büßen. Sie sah ihn an über die Wiege des kleinen August hinweg, und in ihrem Blick war keine Anklage, nur eine müde Klarheit. Wilhelm gab keine Antwort. Es gab keine Antwort, die er hätte geben können, ohne das auszusprechen, was zwischen ihnen lag und gerade dadurch tragbar war, dass es ungesprochen blieb. Er beugte sich über die Wiege und sah den Jungen an, der schlief, die kleinen Fäuste neben dem Kopf, und dachte: Für den. Für den büße ich. Damit er einmal nicht hinunter muss. Damit er ein anderes Leben hat als ich.

Es war eine Lüge, mit der er sich tröstete, und sie war so durchsichtig, dass sie kaum tröstete. Denn das Geld, das er verschenkte, machte den Verrat nicht ungeschehen. Es machte ihn nur erträglicher für den, der ihn begangen hatte, und das war eine andere Sache als Wiedergutmachung, eine viel kleinere, eine eigennützige im Gewand der Großzügigkeit.

Käthe Brass blieb in Voßlohe, am Rand, in einer feuchten Kammer in der Altstadt, weil Heinrich revierweit keine Arbeit mehr fand und sie nicht weiter weg konnten, als das Geld reichte, und das Geld reichte für nichts. Wilhelm versuchte einmal, ihr zu helfen. Er schickte über eine Mittelsfrau einen Umschlag mit Geld, anonym, dachte er. Käthe schickte ihn zurück. Sie schickte ihn nicht nur zurück; sie kam selbst, stellte sich vor Berthas Tür, in ihren abgetragenen Kleidern, und legte den Umschlag auf die Schwelle, und als Bertha öffnete, sah Käthe sie an, lange, und spuckte vor ihr aus, auf den sauberen Boden, und ging, ohne ein Wort. Sie hatte kein Wort gebraucht. Sie wusste. Vielleicht hatte sie es immer gewusst, mit der Sicherheit der Frauen, die einander kennen; vielleicht hatte Heinrich, der langsam begriff, es ihr gesagt. Der Umschlag lag auf der Schwelle, und Bertha hob ihn auf und schloss die Tür und sagte nichts, und von diesem Tag an war die Freundschaft der beiden Frauen, die einmal Nachbarinnen gewesen waren und sich das Brot geteilt hatten, tot, und mit ihr ein Stück der alten Kolonie, in der man füreinander eingestanden war.

Nachts, wenn der kleine August schlief und Bertha schlief, lag Wilhelm wach und hörte das Rad. Man konnte es hören, in stillen Nächten, das ferne Surren der Förderung, die nie ganz aufhörte, und Wilhelm lag und hörte es und legte manchmal die Hand auf Berthas Rücken, im Dunkeln, eine Bitte um etwas, das er nicht benennen konnte, und Bertha, halb im Schlaf, ließ die Hand dort, und beide wussten, dass etwas zwischen ihnen lag, ein dritter im Bett, der nie ging, und beide hatten gelernt, mit ihm zu schlafen.

. . .

Kapitel 9 - Kriegswichtig

Als der Krieg kam, im August vierzehn, zogen sie durch Voßlohe mit Musik und Fahnen, und die Jungen, die nie aus dem Revier herausgekommen waren, meldeten sich, als ginge es auf einen Ausflug. Wilhelm sah ihnen nach und meldete sich nicht. Bergleute wurden reklamiert, hieß es bald, kriegswichtig, denn ohne Kohle kein Stahl, ohne Stahl keine Granaten, und so blieben die meisten Hauer unter Tage, wo der Krieg sie brauchte, lebendig. Es war eine bittere Gnade. Während die Bauernsöhne in Flandern verbluteten, verbluteten die Bergmannsöhne langsamer, in der Tiefe, an der Lunge, am hochgetriebenen Soll.

Denn die Förderung musste steigen, immer steigen. Die Direktion bekam Befehle vom Kriegsamt, und die Befehle hießen mehr Kohle, und mehr Kohle hieß mehr Schichten, weniger Sicherheit, mehr Druck auf jeden Mann, der geblieben war. Wilhelm als Steiger stand mittendrin. Er sollte die Kolonnen antreiben, die ohnehin schon am Anschlag arbeiteten, ältere Männer, halbe Kinder, denn die kräftigsten waren doch fort, freiwillig oder geholt. Er sah die Unglücke kommen, bevor sie kamen, weil man eilte, weil man stempelte, wo man nicht eilen und ausbauen durfte, und manchmal konnte er es verhindern und manchmal nicht, und wenn nicht, dann trug er sie, einen nach dem anderen, in seiner ohnehin schon beladenen Rechnung.

Otto Brass zog im zweiten Kriegsjahr. Er hätte nicht gemusst; er war Bergmann geworden, irgendwo am Rand des Reviers, wo man einen Brass noch nahm, der den Namen seines gemäßregelten Vaters

trug. Aber er ging, halb aus Trotz, halb aus dem Hunger nach irgendeinem anderen Leben als dem, das ihm das Revier gelassen hatte. Wilhelm hörte davon und dachte an Heinrich, der nun seinen einzigen Sohn in den Krieg ziehen sah, in den Krieg der Herren, für die er nichts war, und Wilhelm dachte, dass die Armen immer für die Sache der anderen bluteten, unter Tage wie über Tage, und dass daran kein Krieg etwas änderte, sondern dass der Krieg es nur deutlicher machte.

Zu Hause wurde der Hunger zur Gewohnheit. Es gab Brot aus allem, was man mahlen konnte, und Marken für alles, und die Marken galten mehr als das Geld, weil es für das Geld nichts mehr zu kaufen gab. Bertha führte die Mangelwirtschaft, wie sie alles führte, mit eiserner Genauigkeit. Sie wusste, wo es heimlich Eier gab, gegen Tausch, wo eine Bäuerin am Stadtrand gegen ein Stück Stoff Kartoffeln gab. Sie schickte den kleinen August, jetzt elf, übers Land hamstern, mit einem Beutel und einem Gesicht, das Mitleid erregte, und August kam wieder mit Rüben und Stolz, weil er zum Überleben der Familie beitrug, und Wilhelm sah es mit Sorge, denn der Junge wuchs in den Mangel hinein, als wäre er das Normale, und für ihn war er es.

«Er ist zäh», sagte Bertha eines Abends, fast lobend, als August schlief. «Der kommt durch.»

«Er soll nicht zäh werden müssen», sagte Wilhelm.

Bertha sah ihn an. «Hier werden alle zäh. Oder sie gehen drauf. Was willst du, dass er ist?»

Darauf hatte Wilhelm keine Antwort. Er wollte, dass August nicht hinunter musste, nicht in den Berg und nicht in den Krieg, dass er heraus käme aus dem Revier, das die Menschen verschliss. Aber er sah keinen Weg dorthin, keinen ehrlichen, und die unehrlichen Wege

kannte er, einen kannte er sehr gut, und er hatte geschworen, dass sein Sohn die nicht würde gehen müssen. Das war seine Buße und seine Hoffnung zugleich: dass aus dem Verrat wenigstens das käme, ein Junge, der nie würde verraten müssen, weil er nie so tief unten stünde, dass Verrat der einzige Ausweg wäre.

Es war eine Hoffnung, die so dünn war wie das Kriegsbrot, und Wilhelm hielt sich an ihr fest, weil er sonst nichts hatte, woran er sich halten konnte, und draußen lief die Förderung Tag und Nacht, Kohle für den Stahl, Stahl für die Front, und das Revier gab her, was es hatte, Kohle und Männer, und bekam zurück, was es immer bekam: Marken, Mangel und die Namen der Gefallenen, die der Pfarrer sonntags von der Kanzel las, immer länger werdend, eine zweite Maßregelungsliste, die der Krieg führte.

. . .

Kapitel 10 - Steckrübenwinter

Der Winter sechzehn auf siebzehn war der Hunger selbst, gewordenes Fleisch, oder vielmehr gewordener Mangel an Fleisch. Die Kartoffeln waren erfroren oder beschlagnahmt, und was blieb, war die Steckrübe, die Kohlrübe, das Viehfutter, das nun die Menschen aßen, morgens, mittags, abends, gekocht, gebacken, zu Brei zerstampft, zu einer Art Marmelade verkocht, die nach nichts schmeckte als nach Rübe und Hunger.

In der Kolonie starben die Alten und die Kleinen. Sie starben nicht am Hunger allein; sie starben an dem, was der Hunger einließ, an der Lungenentzündung, an der Ruhr, am Husten, der nicht aufhörte. Der kleine August überstand es, weil er zäh war, wie Bertha gesagt hatte, und weil Bertha ihm das Beste gab, das wenige Beste, und selbst die Rübe aß. Wilhelm sah sie magerer werden, Woche um Woche, sah die Knochen in ihrem Gesicht hervortreten, das einmal rund gewesen war, und er, der Steiger, hatte ein wenig mehr als die anderen, eine Sonderzuteilung, wie sie den Aufsehern zustand, und er brachte sie heim, und Bertha teilte sie unter alle, als wäre nichts Besonderes daran.

Wilhelm aber teilte auch nach außen. Er hatte es nie ganz gelassen seit dem Streik, und in diesem Winter tat er es mehr denn je. Er nahm von der Sonderzuteilung und trug sie weg, heimlich, zu den Witwen, zu den Kranken, zu den Familien der Gemaßregelten, die noch in der Stadt hausten. Er tat es im Dunkeln, wie er alles im Dunkeln tat, was mit seiner Schuld zu tun hatte, und er bildete sich ein, niemand merke es, am wenigsten Bertha.

Aber Bertha merkte alles. Eines Abends, als er wieder mit halb leerem Beutel heimkam, stellte sie ihn. Sie tat es nicht laut. Sie stand am Herd, rührte die Rübe, und sagte, ohne sich umzudrehen: «Wo war das Fett, Wilhelm? Die Sonderzuteilung. Da war Fett dabei. Wo ist es?»

«Verschenkt», sagte er, weil er zu müde war zum Lügen.

«An wen?»

«An die, die nichts haben.»

«Wir haben auch fast nichts.» Jetzt drehte sie sich um, den Kochlöffel in der Hand, und ihr abgemagertes Gesicht war hart im Schein des kleinen Feuers. «Dein Sohn ist Haut und Knochen. Ich auch. Und du trägst das Fett zu Fremden. Zum dritten Mal in dieser Woche, Wilhelm. Für wen büßt du?»

Da war es wieder, das Wort, und diesmal blieb es nicht in der Luft hängen, sondern fiel zwischen sie wie ein Stein. Wilhelm schwieg. Er hätte es ihr sagen können, in diesem Moment, alles, die Namen, das Kontor, den Händedruck; sie hätte es ertragen, sie trug schon das Halbe, das Ungesagte. Aber er sagte es nicht. Er sagte: «Es geht nicht anders», und das war keine Antwort, und Bertha wusste, dass es keine war.

«Doch», sagte sie leise. «Es ginge anders. Du könntest aufhören zu büßen und anfangen zu leben. Aber das kannst du nicht, weil du dann anschauen müsstest, wofür. Lieber gibst du das Fett weg, als hinzusehen.» Sie wandte sich wieder dem Herd zu. «Gib es weg, wenn du musst. Aber sag mir nicht, es geht nicht anders. Es geht. Du willst nur nicht.»

Es war das Härteste und Wahrste, was sie je zu ihm gesagt hatte, und Wilhelm trug es davon wie alles andere.

Einmal in jenem Winter versuchte er es bei Käthe Brass. Er wusste, dass sie und Heinrich am Ende waren, in der feuchten Kammer in der Altstadt, Heinrich krank, ohne Arbeit, ohne Hoffnung. Er schickte August hin, den Jungen, mit einem Topf Suppe und einem Stück Speck, weil er dachte, das Kind nähme sie eher an als seine Hand. August kam wieder, den Topf noch voll.

«Die Frau hat gesagt», berichtete August, verwirrt, «sie isst nichts aus dem Haus Kortmann. Sie hat gesagt, lieber verhungert sie. Was hat das zu bedeuten, Vater?»

«Nichts», sagte Wilhelm. «Iss die Suppe selber.»

Und August aß sie, hungrig, ohne weiter zu fragen, und Wilhelm sah ihm zu, wie er die Suppe aß, die Käthe Brass zurückgewiesen hatte, lieber verhungern als sein Brot nehmend, und er begriff, dass es eine Würde gab, die ärmer war als jede Armut und reicher als sein ganzer Aufstieg: die Würde dessen, der das Brot des Verräters zurückweist. Diese Würde hatte Käthe, und sie hatte sie sich teuer erkaufte, mit dem Hunger, und Wilhelm hatte sie verkauft, billig, für ein warmes Haus und ein weißes Hemd, und zwischen diesen beiden lag der ganze Unterschied, den kein Geld der Welt mehr ausglich.

. . .

Kapitel 11 - Die Räte

Im November achtzehn brach alles zusammen, der Krieg, der Kaiser, die alte Ordnung, und für ein paar Wochen sah es aus, als gehörte die Welt denen, die sie bis dahin getragen hatten. In Voßlohe bildete sich ein Arbeiter- und Soldatenrat, wie überall im Revier, und der Rat übernahm, was zu übernehmen war, und auf der Zeche Morgenstern stand plötzlich ein Mann auf einem Förderwagen und redete, wie einmal Heinrich Brass geredet hatte, und der Mann war Heinrichs Sohn Otto.

Otto war aus dem Krieg zurückgekommen, magerer, härter, mit Augen, die zu viel gesehen hatten und nichts mehr fürchteten. Er hatte vier Jahre Schützengraben überlebt und war als ein anderer wiedergekommen, einer, der nichts mehr zu verlieren glaubte und gerade darum gefährlich war für die, die etwas hatten. Er war in die Partei eingetreten, die ganz links stand, und er sprach von Räten und von Vergesellschaftung und davon, dass die Gruben denen gehören müssten, die in ihnen schufteten, und nicht den Herren in den sauberen Kontoren, und die Männer hörten ihm zu, hungrig, kriegsmüde, bereit für etwas Neues.

Wilhelm stand am Rand und hörte zu, und es war ihm, als hörte er Heinrich, dieselben Worte, dieselbe Glut, nur ohne die Wärme, die Heinrich gehabt hatte; Otto war kälter, geschliffener, verbitterter. Und Wilhelm begriff mit einem Schrecken, dass er nun auf der anderen Seite stand. Er war Steiger, er war einer von der Aufsicht, einer, der die Anweisungen der Direktion ausführte, und für den Rat war er das, was er für sich selbst nie hatte sein wollen: ein Mann der

Herren. Der Rat erstellte Listen, wer zur Belegschaft gehörte und wer zur Leitung, und Wilhelm Kortmann, der einmal Hauer gewesen war, stand auf der falschen Liste, auf der Liste derer, die man im Auge behalten musste.

Sie ließen ihn arbeiten; sie brauchten die Steiger, denn die Förderung musste weitergehen, Rat hin oder her, die Menschen brauchten Kohle in diesem Hungerwinter. Aber der Ton hatte sich gedreht. Wo die Männer einmal «Herr Steiger» mit ihrer kalten Höflichkeit gesagt hatten, sagten manche jetzt «Kollege Kortmann» mit einem Spott, der schneidender war, weil er aus der anderen Richtung kam.

Eines Tages stellte Otto ihn. Es war am Füllort, nach der Schicht, die anderen schon im Korb, und Otto trat ihm in den Weg, nicht drohend, nur fest, und sah ihn an mit den Augen, die nichts mehr fürchteten.

«Kortmann», sagte er. «Steiger.» Eine Pause. «Mein Vater hat für dich gebürgt. Wusstest du das? Als du angefangen hast. Ein dünner Junge ohne Vater, und keiner wollte für dich bürgen, und mein Vater hat es getan. Hat gesagt, der Kortmann, der ist in Ordnung, für den steh ich gerade.»

«Ich weiß», sagte Wilhelm.

«Und dann, fünfundzwanzig, im Streik.» Otto sah ihn an, ohne zu blinzeln. «Da ist mein Vater gemäßregelt worden. Von innen verraten. Jemand hat seinen Namen genannt, jemand, der wusste, dass er der Wortführer war. Und kurz darauf ist ausgerechnet ein gewisser Wilhelm Kortmann Steiger geworden. Ein dünner Junge ohne Vater, für den keiner bürgen wollte, der plötzlich das weiße Hemd trägt.» Er ließ es stehen. «Komisch, nicht?»

Wilhelm hielt seinem Blick stand, weil Wegsehen ein Geständnis gewesen wäre. «Du hast keinen Beweis», sagte er, und es war das Erbärmlichste, was er je gesagt hatte, weil es nicht Unschuld war, sondern nur das Fehlen eines Beweises, und beide hörten den Unterschied.

«Nein», sagte Otto langsam. «Ich habe keinen Beweis. Hätte ich einen, ständest du nicht mehr hier.» Er trat einen Schritt zurück. «Aber ich brauche keinen Beweis, um zu wissen, was ich weiß. Und du brauchst keinen, um zu wissen, was du getan hast. Das reicht uns beiden, denke ich. Glück auf, Steiger.»

Er ging zum Korb, und Wilhelm blieb stehen am Füllort, allein, und das Wort Glück auf hallte in ihm nach wie ein Hohn, weil es aus Ottos Mund kein Wunsch war, sondern ein Urteil. Bertha, als er es ihr abends andeutete, ohne die Einzelheiten, sah ihn lange an und sagte: «Jetzt weiß es die nächste Generation. Es wandert weiter, Wilhelm. Was du getan hast, das stirbt nicht mit dir. Das vererbt sich, wie ein Hof, wie eine Krankheit. Die Brass werden es ihren Kindern erzählen, und unsere Kinder werden es spüren, ohne zu wissen, was es ist.» Sie legte die Hand auf den schlafenden August. «Der hier wird es tragen, und der weiß noch nicht einmal, dass es ihn gibt.»

. . .

Kapitel 12 - Die Rote Ruhrarmee

Im März zwanzig kam der Putsch von oben, und das Revier antwortete von unten. In Berlin hatten Militärs nach der Macht gegriffen, gegen die junge Republik, und im ganzen Land rief man zum Generalstreik, und nirgends wurde der Ruf so gehört wie im Ruhrgebiet. Aber es blieb nicht beim Streik. Aus den Streikenden wurde eine Armee, die Rote Ruhrarmee, Zehntausende, Bergleute mit Gewehren aus dem Krieg, die das Revier gegen die Putschisten verteidigten und, als der Putsch in Berlin schon zusammengebrochen war, weiterzogen, weil sie begriffen hatten, dass man ihnen die Waffen nun wieder nehmen würde und mit den Waffen die einzige Macht, die sie je besessen hatten.

Otto Brass war mittendrin. Natürlich war er mittendrin. Er führte keine große Truppe, aber er war einer von denen, die vorangingen, und für ein paar Wochen gehörte das Revier wirklich den Männern, die in ihm schufteten, das erste und letzte Mal in seiner Geschichte. Wilhelm hielt sich heraus. Er war Steiger, er war zu alt für eine Armee, er hatte eine Frau und einen Sohn, und vor allem hatte er gelernt, dass die Vielen am Ende immer verloren, dass die Macht der Vielen ein Rausch war, der verflog, und dass danach die Rechnung kam.

Die Rechnung kam mit der Reichswehr und den Freikorps. Sie kamen von außen, gut bewaffnet, gut geführt, und sie schlugen den Aufstand nieder, mit einer Härte, die das Revier nicht vergaß. Es war kein Kampf, es war eine Strafe. Standgerichte, Erschießungen, Männer, die man an die Wand stellte, weil man sie mit einer Waffe

gefunden hatte oder weil ein Nachbar sie denunziert hatte. Das Revier, das eben noch sich selbst gehört hatte, wurde besetzt von der eigenen Republik, und die Sieger jagten die Besiegten durch die Kolonien.

In einer dieser Nächte hörte Wilhelm ein Geräusch im Stall. Er ging hinaus, die Lampe in der Hand, und im Stroh, zwischen den leeren Kaninchenställen, lag ein Mann, verwundet an der Schulter, erschöpft, und der Mann war Otto Brass.

Sie sahen einander an im Licht der Lampe, der Verräter-Sohn und der Verratenen-Sohn, und keiner sagte ein Wort. Otto war zu schwach zum Reden und zu stolz zum Bitten. Wilhelm konnte ihn ausliefern; ein Anruf bei der Werkspolizei, und er war ein verlässlicher Mann, der einen Aufrührer gestellt hatte, das hätte ihm genützt. Wilhelm konnte ihn wegjagen; dann wäre er nicht schuldig an dem, was draußen mit ihm geschähe. Oder Wilhelm konnte ihn dabehalten, verstecken, eine Nacht, gegen alle Vernunft, gegen seinen eigenen Vorteil.

Er sagte kein Wort. Er ging zurück ins Haus, holte einen Krug Wasser und ein sauberes Tuch und brachte sie heraus und stellte sie neben Otto ins Stroh. Er legte einen Laib Brot dazu, das halbe, das sie hatten. Dann löschte er die Lampe und ließ Otto in der Dunkelheit, und das Dunkel war jetzt Schutz, nicht Bedrohung, das erste Mal in Wilhelms Leben, dass das Dunkel half. Er ging hinein und legte sich neben Bertha, die wach war und alles gehört hatte und nichts sagte, und sie lagen beide wach bis zum Morgen, und im Stall lag der Sohn des Mannes, den Wilhelm verraten hatte, und aß sein Brot.

Vor Sonnenaufgang war Otto fort. Er hatte das Tuch genommen und den Krug geleert und das Brot mitgenommen, und im Stroh war

nur noch der Abdruck seines Körpers und ein dunkler Fleck, wo die Schulter geblutet hatte. Er hatte kein Wort hinterlassen, keinen Dank, nichts. Und das war richtig so. Denn was Wilhelm getan hatte, war kein Gutmachen. Man machte einen verratenen Vater nicht gut, indem man dem Sohn eine Nacht Stroh gab. Es war nicht einmal eine halbe Buße. Es war nur ein einziger Augenblick, in dem Wilhelm nicht das Falsche getan hatte, und ein einziger Augenblick wog nicht ein Leben auf.

Aber zwischen den beiden Männern blieb von dieser Nacht etwas, das weder Dank noch Vergebung war und stärker als beides: ein Wissen. Otto wusste nun, dass Wilhelm ihn hätte ausliefern können und es nicht getan hatte. Und Wilhelm wusste, dass Otto wusste. Es änderte nichts an dem alten Verrat, es löschte ihn nicht, aber es legte sich daneben, eine zweite Wahrheit neben die erste, und die beiden Wahrheiten würden von nun an zusammen existieren, unauflösbar, durch die Jahre, durch die Generationen, bis eines fernen Tages jemand sie beide ans Licht holen würde und nicht wüsste, wie man eine gegen die andere aufrechnet.

. . .

Kapitel 13 - Der Junge will hinunter

August war zwölf, als Wilhelm begriff, dass er ihn nicht würde halten können. Der Junge hing am Förderturm wie andere Jungen am Fußballplatz. Er kannte die Schichtzeiten besser als der Lohnschreiber, wusste, welcher Hauer wie viele Wagen schaffte, ahmte den Gang der Bergleute nach, den breitbeinigen, schweren Gang derer, die zu lange gebückt gearbeitet hatten. Er wollte hinunter. Er wollte nichts auf der Welt so sehr, wie hinunter zu wollen, und Wilhelm wollte nichts auf der Welt so sehr, wie es zu verhindern.

«Du gehst nicht in den Berg», sagte Wilhelm. «Du lernst etwas. Ein Handwerk über Tage. Schlosser, Schreiner, irgendwas. Du gehst nicht hinunter.»

«Warum nicht? Du gehst doch auch.»

«Eben darum.»

Aber das war kein Grund für einen Zwölfjährigen, das war ein Rätsel. Für August war der Berg nicht das, was er für Wilhelm war, nicht Verschleiß und Angst und Dunkelheit, sondern das Eigentliche, das Männliche, das, was der Vater tat und der Großvater getan hatte und alle, die etwas galten. Über Tage zu arbeiten, ein Handwerk zu lernen, das schien August fast eine Schande, etwas für die Schwachen, für die, die es nicht hinunter trauten. Er sah die Hauer aus der Kaue kommen, mit dem schwarzen Ring um die Augen, erschöpft und stolz, und er wollte einer von ihnen sein, einer, den man am schwarzen Ring erkannte.

Wilhelm sah in dem Jungen sich selbst und fürchtete sich. Er sah denselben Ehrgeiz, denselben Hunger nach Anerkennung, dieselbe Bereitschaft, alles zu geben für einen Platz in dieser Welt, und er wusste, wohin dieser Hunger führen konnte, weil er selbst dorthin geführt worden war. Er wollte August aus dem Berg halten, nicht nur aus Sorge um die Lunge, sondern aus einer tieferen Angst: dass der Junge, einmal so tief unten wie er, eines Tages vor derselben Wahl stünde, vor der Wilhelm gestanden hatte, und dieselbe Antwort gäbe.

Es kam dazu, dass August mit den Brass-Kindern spielte. Otto hatte selbst Kinder jetzt, und es gab andere Brass im weiteren Sinn, Verwandte des gemaßregelten Heinrich, und die Kinder kümmerten sich nicht um die Feindschaft der Alten. Für sie war Voßlohe eine einzige große Kolonie, und man spielte mit dem, der da war, und August war oft da, und einer der Brass-Jungen wurde fast so etwas wie sein Freund. Wilhelm sah es und schwieg, weil er nicht verbieten konnte, ohne zu erklären, und erklären konnte er nicht.

Bertha vermittelte, wie sie immer vermittelte. «Lass den Jungen», sagte sie. «Du kriegst ihn nicht aus dem Berg heraus, indem du ihm den Berg verbietest. Das macht ihn nur gieriger. Und du kriegst die alte Geschichte nicht aus der Welt, indem du ihm verbietest, mit den Brass zu spielen. Vielleicht ist es gut, dass die Kinder spielen. Vielleicht heilt das, was wir kaputtgemacht haben, von selbst, eine Generation weiter, wenn wir es nur lassen.»

«Und wenn es nicht heilt? Wenn es nur schläft und später aufwacht?»

Bertha hatte darauf keine Antwort, und Wilhelm auch nicht, und so ließen sie August spielen und wachsen und zum Berg streben, und Wilhelm schob die Entscheidung vor sich her, Jahr um Jahr, in der Hoffnung, dass sich ein anderer Weg auftäte, eine Lehrstelle über

Tage, irgendetwas, das den Jungen vom Schacht weglockte. Aber das Revier bot keine anderen Wege. Es bot den Berg, und wieder den Berg, und für die, die nicht in den Berg wollten, die Fremde, das Unbekannte, das noch mehr Angst machte als die Tiefe.

So wuchs August heran, zwischen dem Verbot des Vaters und der Anziehung des Schachts, und je näher er dem Alter kam, in dem man anfangen konnte, desto klarer war beiden, wie es ausgehen würde. Der Berg gewann immer. Der Berg hatte alle gewonnen, die Väter und die Großväter, und er würde auch August gewinnen, und das Einzige, was Wilhelm dem entgegensetzen hatte, war ein Verbot, das er nicht begründen konnte, und eine Buße, die niemand kannte, und beides war zu wenig gegen das Surren des Rades, das August jeden Tag hörte und das ihm sang, dass er dort hingehöre, hinunter, wo die Männer waren.

. . .

Kapitel 14 - Die Besatzung

Im Januar dreiundzwanzig rückten die Franzosen und Belgier ins Revier ein, weil das Reich die Reparationen nicht zahlte, und über Nacht war Voßlohe besetztes Land. Sie kamen mit Soldaten und Offizieren und der Absicht, sich die Kohle selbst zu holen, die das Reich ihnen schuldete, und das Reich antwortete mit dem, was es passiven Widerstand nannte: Es rief die Arbeiter auf, nicht für die Besatzer zu fördern, und zahlte dafür eine Unterstützung, gedrucktes Geld, immer mehr gedrucktes Geld.

So stand der Förderturm wieder still, aber diesmal anders als im Streik. Diesmal standen Direktion und Belegschaft auf derselben Seite, gegen die Besatzer, und das war eine seltsame, fast unheimliche Einheit. Wilhelm, der Steiger, und die Hauer, die ihn nicht grüßten, waren mit einem Mal Verbündete, Deutsche gegen Franzosen, und für ein paar Wochen schien die alte Spaltung zwischen oben und unten überdeckt von einer neuen zwischen drinnen und draußen.

Wilhelm misstraute dieser Einheit. Er hatte gelernt, dass Einheiten, die von oben gestiftet wurden, einen Zweck verfolgten, der nicht der seine war. Die Direktion war gegen die Besatzer, weil die Besatzer ihr die Kohle nahmen, nicht weil sie auf einmal das Vaterland liebte. Und wenn die Besatzung vorbei wäre, dann wäre auch die Einheit vorbei, und alles wäre wie zuvor, oben und unten, Liste und Haue.

Aber er behielt es für sich. Man behielt in jenen Wochen vieles für sich, denn die Besatzer waren nervös und hart. Es gab Razzien,

Verhaftungen, Ausweisungen. Wer beim Sabotieren erwischt wurde, kam vor ein französisches Gericht. Es gab Tote. In einem Nachbarort erschossen Soldaten Arbeiter, die einen Zug mit beschlagnahmter Kohle aufhalten wollten, und die Erschossenen wurden zu Helden, und ihre Beerdigung wurde zu einer Demonstration, Zehntausende, und unter den Zehntausenden ging auch Wilhelm, weil man ging, weil man jetzt Deutscher war vor allem anderen, und neben ihm ging, ein paar Reihen entfernt, Otto Brass, und für diesen einen Tag waren sie auf derselben Seite, ohne sich zu grüßen.

August, jetzt fünfzehn, erlebte die Besatzung mit den brennenden Augen der Jugend. Er sah die fremden Soldaten in den Straßen, die Patrouillen, die Demütigung, und in ihm wuchs etwas, ein Zorn, ein Nationalgefühl, das er nicht durchschaute und das gefährlich war, weil es so leicht zu lenken war. Er warf einmal mit anderen Jungen Steine nach einem französischen Lastwagen und kam mit einer aufgeplatzten Lippe heim und einem Stolz, der Wilhelm erschreckte.

«Bist du verrückt», sagte Wilhelm. «Sie hätten dich erschießen können. Wegen eines Steins.»

«Sie haben kein Recht, hier zu sein», sagte August, die Lippe geschwollen, die Augen leuchtend.

«Recht.» Wilhelm lachte bitter. «Wer hat hier je ein Recht gehabt. Die Herren haben kein Recht, uns zu nullen, und tun es. Die Franzosen haben kein Recht, hier zu sein, und sind es. Recht hat, wer die Macht hat, August. Merk dir das. Und wirf keine Steine nach denen, die Gewehre haben.»

Aber August hörte nicht. Er war in dem Alter, in dem man die Wahrheit der Väter für Feigheit hält, und in Wilhelms Vorsicht sah er nur Schwäche, einen Mann, der sich duckte, der sich immer geduckt hatte. Wenn er gewusst hätte, wie tief sein Vater sich geduckt hatte

und was es ihn gekostet hatte, hätte er vielleicht anders geurteilt. Aber er wusste es nicht, und so wuchs in ihm die Verachtung für die Vorsicht und die Bewunderung für die Geste, für den Stein gegen den Lastwagen, für das Große, Laute, Mutige, und Wilhelm sah es wachsen und konnte nichts dagegen sagen, weil das Einzige, was er hätte sagen können, das Eine war, das er niemals sagen würde.

. . .

Kapitel 15 - Inflation

Das Geld starb in jenem Jahr, und es starb schnell. Im Frühjahr kostete ein Brot ein paar Hundert Mark, im Sommer ein paar Tausend, im Herbst Millionen, dann Milliarden. Der Lohn, den Wilhelm am Morgen bekam, war am Abend nichts mehr wert; man rannte vom Lohnbüro zum Bäcker, um wenigstens etwas zu kaufen, bevor der Preis wieder stieg. Die Frauen standen mit Wäschekörben voller Geldscheine an, um ein paar Kartoffeln zu kaufen, und das Geld war billiger als das Papier, auf das man es druckte, und man heizte damit, weil Kohle, die man förderte, knapper war als Geld, das man druckte.

Für Wilhelm war es mehr als eine Katastrophe. Es war ein Urteil.

Denn Wilhelm hatte gespart. In den Jahren als Steiger, mit dem besseren Hemd und den paar Mark mehr, hatte er beiseitegelegt, was er konnte, heimlich, neben dem, was er verschenkte, ein kleines Polster, ein Anfang von Sicherheit. Es war das Geld des Aufstiegs, das Geld, das aus dem Verrat gewachsen war, denn ohne den Verrat wäre er nie Steiger geworden, hätte nie mehr verdient, hätte nie gespart. Es war, ganz unten, Heinrichs Geld, das Geld, das Wilhelm bekommen hatte für Heinrichs Namen.

Und es verdampfte. Über Nacht, in Wochen, war es nichts. Die Summe, die einmal ein kleines Haus hätte sein können, eine Aussteuer für August, ein Polster fürs Alter, war am Ende nicht einmal ein Brot. Wilhelm hielt die wertlosen Scheine in der Hand, Millionen, Milliarden, und es war, als hielte er den Lohn seines Verrats in seiner ganzen Nichtigkeit, und er begriff, dass er Heinrich

um ein Leben gebracht hatte für etwas, das nun wertloses Papier war, dass er die Solidarität verkauft hatte gegen ein Versprechen, das die Geschichte einlöste mit Nichts.

Bertha sah ihn mit den Scheinen am Tisch sitzen, und sie verstand, ohne dass er ein Wort sagte, was in ihm vorging. Sie sagte den Satz, den Wilhelm sein Leben lang nicht vergaß, nüchtern, fast sanft, während sie das Abendbrot richtete, das aus fast nichts bestand: «Manches kauft man teuer und behält es nicht.»

Sie meinte das Geld, und sie meinte nicht das Geld, und beide wussten es.

In diesem Winter starb Heinrich Brass.

Er starb arm, in der feuchten Kammer in der Altstadt, an der Lunge, an der Armut, an den Jahren ohne Arbeit, ohne Hoffnung, ohne den Stand, den ihm die Maßregelung genommen hatte. Er war achtzehn Jahre lang ein gemäßregelter Mann gewesen, einer, der revierweit keine Schicht mehr bekam, und diese achtzehn Jahre hatten ihn aufgefressen, langsam, von innen, wie der Staub die Lunge frisst. Er war fünfzig, als er starb, und er sah aus wie siebzig.

Wilhelm ging zur Beerdigung. Er hätte fernbleiben können; niemand erwartete den Steiger Kortmann am Grab des Mannes, den die Zeche ausgestoßen hatte. Aber er ging, weil er nicht anders konnte, weil etwas in ihm an diesem Grab stehen musste, auch wenn er nicht wusste, ob es Reue war oder nur das Bedürfnis, sich selbst zu quälen. Er stand hinten, am Rand der kleinen Trauergemeinde, der wenigen, die noch zu Heinrich hielten, der alten Gewerkschafter, der Brass-Verwandten. Käthe stand am Grab, aufrecht, in Schwarz, und sah nicht herüber. Aber Otto sah herüber.

Otto stand am Grab seines Vaters und sah über die Köpfe hinweg dorthin, wo Wilhelm stand, und ihre Blicke trafen sich, und Otto

sagte kein Wort. Er sagte das lauteste Wort, das man sagen kann, indem man kein Wort sagt. In seinem Blick lag alles: das Wissen, die Anklage, der Verzicht auf die Anklage, weil eine Anklage ohne Beweis nur ein Schrei gewesen wäre, und vor allem eine bittere, furchtbare Genugtuung, dass Wilhelm gekommen war, dass Wilhelm es nötig hatte zu kommen, dass der Verräter am Grab des Verratenen stand und es nicht aushielt und doch nicht wegblieb. Das war Ottos Rache, die einzige, die er hatte: Wilhelm zusehen zu lassen, wie er die Erde auf den Sarg seines Vaters fallen sah, und ihn wissen zu lassen, dass er, Otto, ihn dabei beobachtete.

Wilhelm hielt es nicht lange aus. Er ging, bevor das Grab geschlossen war, durch die kalten Straßen heim, und das wertlose Geld raschelte in seiner Tasche, und über der Stadt drehte sich das Rad, sein Rad, das sich seinetwegen drehte, und Heinrich, der nie mehr eingefahren war seit fünfundzwanzig, lag nun für immer unter der Erde, ohne Schacht, ohne Korb, ohne Glück auf, und das war das Ende, das Wilhelm ihm bereitet hatte, achtzehn Jahre vorher, in einer warmen Nacht im Kontor, für Geld, das nun nichts mehr war.

. . .

Kapitel 16 - Der alte Mann

Im selben Jahr, in dem das Geld starb und Heinrich starb, wurde im Berg eine Strecke aufgegeben. Sie war ausgekohlt, das Flöz erschöpft, es lohnte nicht mehr, sie offen zu halten, und so versiegelte man sie, mauerte den Zugang zu, überließ sie dem Gebirgsdruck und dem steigenden Wasser. Der alte Mann, sagten die Bergleute zu so einer Strecke, das war das Wort dafür, uralte, niemand wusste, woher es kam: der alte Mann, das ausgekohlte, verlassene Revier, das man dem Berg zurückgab.

Wilhelm stand davor, an dem Tag, als sie zumauerten. Es war seine Aufgabe als Steiger, die Versiegelung zu überwachen, und er sah zu, wie die Männer Stein auf Stein setzten, wie sich die Öffnung schloss, langsam, bis nur noch ein dunkles Loch blieb und dann auch das verschwand und vor ihm eine Mauer stand, hinter der die Dunkelheit lag, eine Dunkelheit, die nun niemand mehr betreten würde, in der nichts mehr war als ausgehöhlter Fels und das Wasser, das langsam stieg.

Er stand davor wie vor seinem eigenen Gewissen. Hinter dieser Mauer lag, was abgeschlossen war, was man dem Berg zurückgegeben hatte, weil man es nicht mehr brauchte und nicht mehr ändern konnte. So wollte Wilhelm seinen Verrat: zugemauert, dem Dunkel überlassen, vergessen. Aber er wusste, dass es nicht so war. Der alte Mann im Berg war wirklich tot, wirklich abgeschlossen. Sein eigener alter Mann nicht. Der lebte, hinter seiner Mauer, und drückte, wie das Gebirge drückt, und das Wasser stieg, langsam, Jahr um Jahr, und eines Tages würde es eine Mauer finden,

die nicht hielt.

Dann kam die Rentenmark, im November, und über Nacht hatte das Geld wieder einen Wert, ein neues Geld, aus dem Nichts geschaffen, ein neuer Anfang, der so unverdient war wie der Untergang davor. Die Menschen richteten sich wieder ein. Man konnte wieder rechnen, wieder sparen, wieder hoffen. Voßlohe atmete auf, und die Förderung lief, und das Leben ging weiter, wie es immer weiterging, über allen Katastrophen, gleichgültig und zäh.

In diesem Herbst fing August an.

Er war fünfzehn, alt genug, und Wilhelm hatte keine Lehrstelle über Tage gefunden, keinen anderen Weg, und der Junge wollte mit aller Kraft, und am Ende gab Wilhelm nach, weil Nachgeben leichter war als ein Kampf, den er ohnehin verlor, und weil er insgeheim wusste, dass es so kommen musste, dass der Berg immer gewann. August zog die Grubenkleidung an, die zu groß war für seinen Jungenkörper, und stand am Morgen am Schacht, mit der Lampe, das Gesicht hell vor Aufregung, und Wilhelm stand neben ihm, und sie warteten auf den Korb.

Es war Wilhelms letzte Gelegenheit. Er spürte es, dort am Schachtrand, im grauen Morgenlicht: Wenn er es je sagen wollte, dem Sohn, bevor der Sohn hinunterfuhr in dieselbe Tiefe, in dieselbe Welt, in der er, Wilhelm, gewählt hatte, was er gewählt hatte, dann jetzt. Er wollte sagen: August, bevor du hinunterfährst, musst du etwas wissen über deinen Vater, über dieses Haus, über das Geld, das uns hochgebracht hat. Du musst wissen, worauf wir stehen. Damit du, wenn du eines Tages vor einer Wahl stehst, wie ich vor einer Wahl stand, weißt, was es kostet, das Falsche zu wählen.

Er öffnete den Mund. August sah ihn an, erwartungsvoll, im Glauben, der Vater werde ihm einen guten Rat mitgeben, einen

Bergmannsrat, etwas über den Stoß, über das Hangende, über die Kunst, lebend wieder heraufzukommen.

«Glück auf», sagte Wilhelm.

Mehr brachte er nicht heraus. Es war das einzige Wort, das alles enthielt und nichts verriet, der Wunsch und das Schweigen in einem, und es war feige, und es war alles, was Wilhelm vermochte. August lächelte, stolz, und sagte «Glück auf, Vater», und dann kam der Korb, und August stieg ein mit den anderen, und der Korb fiel, und mit ihm fiel August in den Berg, wie Wilhelm jeden Morgen seines Lebens in den Berg gefallen war, und das viereckige Stück Himmel verschwand über dem Jungen, erst grau, dann grauer, dann nichts mehr.

Wilhelm blieb am Schachtrand stehen, lange, nachdem der Korb verschwunden war. Über ihm drehte sich das Rad, sein Rad, und nun trug es auch seinen Sohn hinab, in dieselbe Tiefe, in dasselbe Dunkel, in dieselbe Welt, in der ein Mann zwischen dem Brot seiner Kinder und der Treue zu seinesgleichen wählen musste und immer falsch wählen konnte. Der Riss, den Wilhelm gelegt hatte, fuhr jetzt mit August hinab, ungesehen, ungenannt, vererbt wie ein Hof, wie eine Krankheit, und irgendwo hinter einer zugemauerten Strecke stieg langsam das Wasser, und Wilhelm wandte sich ab und ging zur Kaue und begann seine Schicht, weil das Rad sich drehte und das Rad nicht fragte, wer es drehte und um welchen Preis.

Über dieses Buch

Schicht - Anfahrt

Ein Schreib-Experiment von aban news, Kapitel für Kapitel mit Claude Opus verfasst und redigiert.

Riedmatt, der Stausee und alle Figuren sind erfunden; Ähnlichkeiten mit realen Orten oder Personen sind Zufall.

© 2026 aban news · Allen Chour, Belp (CH) · abannews.com